

Leseprobe aus:

Max Goldt

**Texte aus den in die Vergriffenheit
entlassenen Büchern "Quitten" und
"Kugeln"**



Mehr Informationen auf rowohlt.de.

Inhalt

Hyppytyyny huomiseksi (Ich bin begeistert und verbitte mir blöde Begründungen.)	7
Quitten für die Menschen zwischen Emden und Zittau	13
Immerzu Bratwurstereignisse, doch Kati zieht Flunsch	21
Die Mittwochsmemmen	27
Berliner Befremdlichkeiten	32
Ich beeindruckte durch ein seltenes KZ	38
Das unwillkommene Antanzen von Lachi und Schmunzelinchen	43
Rille ralle ritze ratze (Harte Haare)	48
Dekorationstext zu zwei Fotos über den Mangel an bürgerlicher Qualität	53
Das Diskretionsteufelchen und der Motivationsfisch	60
Gemeine Gentechniker wollen Ute Lemper wegen der Hitze in eine Euterpflegecreme- Fabrik auf Helgoland verwandeln	68
Worte wie Heu	75
Der Pond-Parabel-What-o'-clock-Knopf oder: Sektquirle können nicht schuppen	83
Wer dies liest, war vielleicht schon mal im Harz	91
Ich war auf keinem Bauernhof außerhalb der USA	98
Warum Dagmar Berghoff so stinkt	107
Lieder sind geschmolzene Stadthallen oder: Früher war alles gelb	115
Die brutale Welt des Helmut Schmidt	123

Ein Flugzeug voller Nashi-Birnen, ein Jesus voller Amseln	133
Zwickender Wirrwarr	142
Kennen Sie das Wort «Mevulve»?	148
Herr Kosmos ist von den Menschen enttäuscht	157
Volkstrauertag in Neustadt am Rübenberge, Bürstengeschäft: Pustekuchen	167
Ich wünschte, man büke mir einen Klöben	176
Der Sonderoscar für prima Synchronisation geht in diesem Jahr an den Film «Fünf stattliche Herren und ein Flockenquetschen-Selbstbau-Set»	185
Dank Bügelhilfe fühlt man sich wie ein geisteskranker König	194
Man muß sich ganz schön abstrampeln, um akzeptiert zu werden	204
Bomben gegen Bananen im Mund? Niemals!	213
Lotsa lotsa leggggggs	222
Ich will wissen, ob die Schwester von Claudia Schiffer schwitzte (in Unterhose geschrieben)	233
Okay, Mutter, ich nehme die Mittagmaschine	242
Der schlimme Schal oder: Der Unterschied zwischen Wäwäwäwäwä und Wäwäwäwäwäwä	250
Zehn Minuten weniger Gelegenheit zur Zwiesprache mit höheren Wesen (inklusive «Üble Beläge»)	259
Editorische Notiz	268

Hyppytyyny huomiseksi (Ich bin begeistert und verbitte mir blöde Begründungen.)

CHINESEN. Finnen. Spanier. Völker gibt es viele. Ist es aber sinnvoll, sie alle in Augenschein zu nehmen? Eine Bekannte, die einige Zeit in China war, berichtete mir im Vertrauen, daß sie während ihrer Reise das erste Mal in ihrem Leben verstanden habe, wie man auf den Gedanken kommen kann, ein anderes Volk zu unterdrücken. Sie sagte dies durchaus bedauernd.

Das exotischste Land, das ich je besuchte, war vor einigen Jahren Tunesien. Es war fast unmöglich, sich die jungen Männer vom Leibe zu halten, die einem, je nach Landesteil, Badeschwämme, angebliche Ausgrabungsfunde, Teppiche oder Geschlechtsverkehr andrehen wollten. Seither habe ich derlei Reisen vermieden, aus lauter Angst, daß mir die Einheimischen zu sehr auf die Nerven gehen könnten. Ich bin zwar nicht stolz darauf, ein Deutscher zu sein, aber doch sehr zufrieden damit, und ich pfeife darauf, in entlegene Weltregionen zu fliegen und die Menschen, die im Gegensatz zu mir dort hingehören, zu belästigen oder mich von ihnen belästigen zu lassen. Ich habe nicht den Eindruck, daß ich hier kontroverse Denkvorgänge auftische. Das rührselige One-World-Getue der achtziger Jahre ist längst als Heuchelstrategie trendversessener Tanzmusikmanager entlarvt, und wer je Urlaubsheimkehrer Erkenntnisse von der Qualität hat verbreiten hören, daß Spanien recht teuer geworden sei oder daß in Indien noch viel Armut herrsche, wird mit mir übereinstimmen, daß Reisen weit weniger bildet als gehaltvolles Daheimbleiben. Alle modernen Menschen ab 30, die ich

kenne, sind der Auffassung, daß Fernreisen prolo, un-öko und gestrig sind. Man reist national oder grenznah. Es gibt zu Hause viel zu entdecken. Die Zeiten, da nur Japaner und Dinkelsbühler wußten, wo Dinkelsbühl liegt, dürften vorbei sein. Man schaut dem Franken in den Topf, der Spreewälderin unter den Rock, sagt «Kuckuck, hier bin ich!» im Bergischen Land; man tauscht Adressen ruhiger Pensionen und macht auch mal dem Schwaben den Reißverschluß auf. Lediglich der Jugend wird man das Privileg einräumen, einmal im Leben via Interrail das europäische Eisenbahnnetz mit Keksen vollzukurümmeln. *Dabei* lernt man durchaus etwas. In Ermangelung eines Löffels versuchte ich in Italien einmal, einen Joghurt mit einem Taschenmesser zu essen. Die Abteilmitinsassen starrten verkrampft auf die Landschaft, um dieses unwürdige Schauspiel nicht mit ansehen zu müssen. Seitdem habe ich auf Bahnreisen immer einen Löffel dabei. Schließlich hat man in der Eisenbahn immer Lust, Joghurt zu essen.

Wenn ich an meine eigene Interrailreise denke (1983, nur vier Länder), fallen mir vor allem die Gespräche mit ausländischen Interrailern ein. Es gab nur zwei Themen: Popgruppen und Sprachen. Unverzichtlicher Bestandteil der Sprachen-Gespräche war stets Finnisch. Darüber wußte jeder was. Daß es fünfzehn Fälle hat und irgendwie mit dem Ungarischen verwandt ist, obwohl man das ja kaum glauben könne. Auch wenn weit und breit kein Finne war, Finnisch war ständiges Top-Thema, und immer war jemand dabei, der auf finnisch bis fünf zählen konnte.

Yksi, kaksi, kolme, neljä, viisi. So geht das. Während meiner Finnlandreise, die ich im letzten Monat trotz meiner generellen Unlust auf weite Reisen unternahm, wurde mein Wortschatz im wesentlichen um zwei Ausdrücke erweitert,

huomiseksi und *hyppytyyny*. Das erste Wort erwarb ich im Schaufenster eines Fachgeschäftes für Gärtnerbedarf in Helsinki. In der Auslage befand sich eine grüne Plastikgießkanne und darunter ein Schild mit dem Wort *huomiseksi*. Meine Gedanken darüber, was man als Homosexueller ausgerechnet mit einer Gießkanne anfangen soll, leiteten den Bollerwagen meiner Phantasie auf einen äußerst schlammigen Pfad. Die Achse brach, ich war ratlos. Später klärte mich ein Finne auf, daß *huomiseksi* nichts mit Sex zu tun habe, sondern *für morgen* bedeute. Das half mir wenig. Was soll ich als Homosexueller denn *morgen* mit einer Gießkanne? Ich lasse mir nicht gerne nachsagen, ich sei nicht immerhin theoretisch mit allen Spielarten der körperlichen Liebe vertraut, aber ich habe gestern keine Gießkanne gebraucht, und morgen brauche ich auch keine.

Verwirrt fuhr ich 900 km nach Norden, nach Sodankylä. Das ist eine längliche Straße voller Supermärkte und Tankstellen, wo die Bewohner von ganz Lappland hinfahren, um zu tanken, zu tanzen und Pizza zu essen. Alljährlich findet dort im Juni das *Midnight Sun Film-Festival* statt, welches sich brüstet, das nördlichste der Welt zu sein. Die Filme sind völlig egal. Die meisten sind uralt und etwa von der Art, wie sie das ZDF am zweiten Weihnachtsfeiertag um 14.45 zeigt. Man zeigte z. B. eine italienische Gaunerkomödie von 1950, im Original mit schwedischen Untertiteln und finnischer Live-Übersetzung. Ich sah auch einen hübschen Kinderfilm über das Auf und Ab in der Karriere eines finnischen Akkordeonspielers. Darin gab es eine gute Szene: Ein Mann sitzt am Klavier und spielt Chopin. Da kommt der Akkordeonspieler zur Tür herein und holt eine Salami aus seinem Koffer. Der Pianist ruft begeistert: «Braunschweig!» und beginnt einen Tango zu spielen. Dazu muß man wissen, daß

«Braunschweig» das finnische Wort für eine bestimmte Salamisorte ist und daß ohne Akkordeon in Finnland gar nichts läuft. Das Fernsehen überträgt stundenlange Akkordeonwettbewerbe. Kinder spielen Volkslieder, die alle so klingen wie «My bonnie is over the ocean», und die Erwachsenen pflegen ihre Tango-Tradition.

Sinn des Festivals ist, daß die Menschen um Mitternacht aus dem Kino getaumelt kommen, die Augen zukneifen und feststellen, daß tatsächlich die Sonne scheint. Wenn man aber nicht dort ist, um Fotos für einen romantischen Wandkalender zu machen, hält die Faszination nicht lange vor; geduldig reiht man sich in die Schlange vor einer der wenigen Bierschwemmen ein, wo man auf Gedeih und Verderb dem nach dem deutschen Wort «Wachtmeister» *Vah-timestari* genannten Türsteher ausgeliefert ist, der alle fünf Minuten die Türe öffnet und den Wartenden erklärt, daß das Lokal voll sei und es auch keinen Zweck habe zu warten, obwohl jeder durch das Fenster ganz genau sieht, daß es ganz leer ist. Man tut wie der Finne und fügt sich; jeder weiß, daß nach einer Stunde sowieso jeder reindarf. Wenn man dann drin ist, bestellt man so viele Biere, wie man halten kann (0,5 l : 12 DM), und trinkt sie in einem Zuge aus, denn nach einer Stunde wird man wieder hinausgeschmissen. Dann tut man wieder wie der Finne und läßt sich in eine Pfütze fallen, um dort einige Stunden zu ruhen. Nur Langweiler fragen nach dem Sinn dieser aus unserer Sicht etwas demütigenden Behandlung. Ein altes Sprichwort sagt: Das Warum tanzt nicht gerne mit dem Weil, anders gesagt: Man möge sich Mysterien genußvoll fügen. Fragen sind oft viel interessanter als die dazugehörigen Antworten. Würde man sich die Mühe machen herumzufragen, warum der Finne Salami *Braunschweig* nennt, fände man sicher jeman-



*Gasse «Kommunikation» in
Brandenburg*

den, der einem in gebrochenem Deutsch eine fade Anekdote erzählt. Schon dreimal habe ich gehört oder gelesen, warum die Österreicher zu den Deutschen «Piefke» sagen, aber die Geschichte ist so langweilig, daß ich sie jedesmal sofort wieder vergessen habe. Ich will auch nicht wissen, warum eine stille, enge Gasse in der Altstadt von Brandenburg a. d. Havel *Kommunikation* heißt. Ich bin begeistert und verbitte mir blöde Begründungen. Woher haben die Finnen ihren Tango-Fimmel? Ist doch egal! Warum haben sie so viele Äs in ihren Wörtern? Darum! Einmal entdeckte ich sogar ein Wort, das zu 50 Prozent aus Ypsilonen bestand. Es befand sich auf einem Zirkusplakat unter der Abbildung eines Zeltes, welches eine Art Riesenmatratze beinhaltete, auf der Kinder herumhopsten. Das Wort heißt *hyppytyyny*,

und ich erlaube mir erstens, dies mit *Hopszelt* zu übersetzen, und zweitens, den Artikel hier zu beenden, damit der Leser umblättern kann, sich das Haar löst, reinrutscht in die Spalte zwischen Frage und Antwort und dort Blumen anbaut.

Nachbemerkung :

Leser Peter aus Hamburg, der dort Finnougristik studiert, schickte mir einen sehr lieben Brief, in dem er mich aufklärte, daß *hyppytyyny* nicht *Hopszelt*, sondern *Hüpfkissen* bedeutet. Er konstruierte auch noch das Wort *Hüpfkissenbefriedigung*, welches auf finnisch *hyppytyynytyydytys* heißt. Ich bin mir nicht sicher, ob ich der Information eines anderen Lesers trauen kann, daß *Salami* nur im Raum von *Sodankylä Braunschweig* heiße, weil man dort das sonst übliche Wort, *Osnapryck*, nicht aussprechen könne.

Quitten für die Menschen zwischen Emden und Zittau

IM Postskriptum meiner vorletzten Kolumne bemerkte ich mit der lakonischen Beiläufigkeit, die uns waschechten Melancholikern eigen ist, daß ich mich mit dem Gedanken getragen hätte, einen Artikel über unbeliebtes Obst, insbesondere über *Quitten*, zu schreiben. Nicht nur das Leserecho war überwältigend – vierzehn Zuschriften sind für einen Off-Broadway-Autor geradezu Waschkorbdimension –, auch die Augen all der Menschen, denen ich in U-Bahnen, Straßen und Spelunken begegne, in denen ich mich befördern lasse bzw. meine Wampe lüfte bzw. meinen von Alter und Entbehrung gezeichneten Leib mit den Segnungen des Alkohols versorge, scheinen zu sagen: Ja, besorg's uns, sonderbarer Herr, besorg's uns mit einem Quittenartikel!

Bevor ich nun aber die Quitte in das verdiente Scheinwerferlicht der Leserneffen- und -nichtenaufmerksamkeit schiebe, einige Bemerkungen über die *Guave*: Auch diese genießt wenig Ansehen unter uns Deutschen. Hand aufs Herz: Rümpfen wir nicht alle bisweilen innerlich die Nase oder runzeln die Brauen, wenn wir im Feinkostladen unvermittelt einer Guave gegenüberstehen? In Brasilien immerhin ist Guavenmus («Goijabada») mit Käse eine Art Nationalgericht, welches auch «365» genannt wird, weil man es 365 Tage im Jahr verspeist, so beliebt ist es, aber von ihrem Herumgetanze und ihrer ewigen Lebensfreude sind die Leute dort ja ganz schwirr im Schädel und merken gar nicht, was sie da Ödes verzehren. Bei unseren längst nicht so von Samba und Straßenraub zerätzten Gaumen konnte die Guave noch nicht reüssieren, und mit Fug und Recht haben wir sie

zusammen mit ähnlich langweilig süßlichen Tropenflops in jene sämigen, stark chemisch riechenden Fluten versenkt, welche skrupellose Geschäftemacher in Flaschen gefüllt als *Multivitamintrünke* auf den Markt werfen, und zwar um unsere Ehen zu zerstören. Es ist nämlich so: Der unnatürliche Geruch, welcher uns aus der Multivitaminsaftflasche entgegenströmt, rührt von Substanzen aus dem Vitamin-B-Komplex. Diese jedoch stinken leider nicht nur selbst, sondern erzeugen überdies auf der Haut der Safttrinker unangenehme *Ausdünstungen*, wie Knoblauch, nur schlimmer. Noch ahnt niemand, wie oft es schon vorgekommen sein mag, daß ein Partner seine Partnerin oder seinen Partner oder auch eine Partnerin ihren Partner bzw. ihre Partnerin mit schmiegenden Absichten an sich zog, dann aber das an sich ja geliebte Wesen jäh von sich stieß, weil er oder sie «es nicht mehr riechen konnte». Die Räume unserer Gerichtsgebäude, in denen Scheidungen vollzogen werden, sind förmlich erfüllt vom ständigen Widerhall jenes dubiosen Geräusches, welches beim Öffnen einer Vitaminsaftflasche erklingt. Vielen wird dies unbekannt gewesen sein, und von Flensburg bis Passau und neuerdings ja auch von Wismar bis Weimar, von Usedom bis an die Unstrut ohne ich Hände, die mir dankend entgegengestreckt werden. Aber ich wehre dies bescheiden ab und sage: Nein, ihr braucht nicht zu danken und zu wallfahren. Ich bin älter und erfahrener als ihr, und wenn mein Wissen euch auf eurem weiteren Lebensweg vor Schaden und Scheidung bewahren kann, dann hat mein Herz nicht ganz umsonst geschlagen, wenn es, eines kirchenglockengrauen Tages, einfach nicht mehr schlagen mag.

Nun endlich zum unbeliebtesten heimischen Obst, der Quitte. Indes wird der Leser gewiß Verständnis dafür haben,

daß es der inneren Dramaturgie dieses Aufsatzes bekömmlich ist, wenn ich erst noch einige Bemerkungen über unser zweitunbeliebtestes Obst, den Kürbis, mache. Diesen liebt ja schier niemand. In Nordamerika ist es üblich, im Oktober Kürbisse vor seine Haustür zu legen, um den Autofahrern zu signalisieren, daß es Oktober ist. Zu *Halloween* holt man sie dann ins Haus und läßt sie unter Anteilnahme der ganzen Familie feierlich verfaulen («Pumpkins going bad»). Nur noch einige Traditionalisten machen sich die Mühe, Kürbistorte («pumpkin pie») zu backen, welche dann, in Aluminiumfolie gewickelt, in den Kühlschrank gegeben wird, um einige Wochen später mit großem Hallo und Igitt gleichfalls in den Abfall zu wandern. Verständlich ist, daß der Mensch sich Gedanken darüber gemacht hat, ob ein so ansehnlicher Gegenstand wie der Kürbis für den Verzehr etwas tauge. Wer von uns hat nicht ein Poster über dem Bett hängen, auf dem steht: «So ein Kürbis ist schon ein prachtvolles Ding.» In einigen Regionen, z. B. der Steiermark, macht man aus seinen Kernen ein gutes Salatöl. Darüber hinaus ist es aber unbegreiflich, daß die Menschheit nach all den qualvollen Jahrtausenden des Sichelens und des Kürbisgerichte-ins-Klo-Gießens partout nicht zu der Erkenntnis gelangen will, daß ein Kürbis das Aroma einer ungelüfteten Umkleidekabine hat und daß es unmöglich ist, dieses mit noch so großen Mengen von Starkschmeckern wie Curry oder Essig zu übertünchen. Ich hoffe, mit meinem harten Urteil keinen Kürbisverehrer vor den Kopf gestoßen oder ihm psychischen Schaden zugefügt zu haben. Das täte mir weh. Vielleicht kann ich etwas wiedergutmachen, wenn ich noch einmal ausdrücklich auf die Schönheit des Kürbisses hinweise. Über diese herrschen bei uns ja kaum Kontroversen. Selbst im Ausland, wo die Hitzköpfe gern mal aneinandergeraten,

ist das Thema wohl nie Auslöser von Raufereien gewesen, obwohl dergleichen im Ausland ja leider durchaus vorkommt. Ich habe das angenehme Gefühl, daß die Menschen zwischen Emden und Zittau meine Kürbis-Gedanken in allen Punkten teilen. Sogar in Österreich und in der Schweiz vermute ich die Existenz einiger vermutlich gar nicht mal so schlecht gebauter Personen, die ich bei der Ausübung beipflichtender Gestik und bejahender Mimik beobachten könnte. Ach, ich finde es einfach umwerfend, gemeinsam mit meinen Nichten und Neffen die schönsten und vollsten Akkorde zu finden auf jener Klaviatur, die wir bald Güte, bald Wärme, bald Liebe nennen.

Nun aber endlich flugs und stracks und schwups zur Quitte. Vorher allerdings muß ich noch einige, ich verspreche: kurze Gedanken über die Angewohnheit der Fernsehmacher loswerden, Beiträge über Schlösser, Ölgemälde, lauschige Gärten, «Kultur» also, mit der ewig gleichen barocken Gitarrenmusik zu unterlegen. Kaum sieht man irgendeine alte Gießkanne auf dem Bildschirm, kommt dieses Geklimpere. Haben die Fernsehritzen denn kein anderes Tonband? Ich befehle hiermit, die nächste Sendung über Springbrunnen, Teepavillone und Porzellanmanufakturen der Abwechslung halber mit alten Cindy-und-Bert-Schlagern zu unterlegen, und mir selbst befehle ich, nun endlich zur Quitte zu kommen. Bedauerlicherweise – und das ist das Schwierige an diesem Aufsatz – ist die Quitte überhaupt nicht kommentarintensiv. Deswegen haben sich auch Starjournalisten wie der legendäre *Erich Erwin Egon Emil* Kisch nie zur Quitte geäußert (zwei von diesen Vornamen hatte er bestimmt, ich weiß bloß nicht, welche, und mein Lexikon ist irgendwo verbuddelt, mein Gott, ich hätte aber auch wirklich ein anderes Beispiel wählen können, wie z. B. *Karl* Tucholsky). Doch

ebenso wie eine gute Köchin noch aus einem Stiefel ein Festmahl bereiten kann, so kann ein guter Kolumnist auch aus einer Quitte eine Delikateß-Kolumne zaubern. Talent habe ich ja welches. Mein Interesse hat die Quitte durch den Umstand gewonnen, daß ich einerseits in den Auslagen jedes besseren Obstladens Quitten in stattlicher Anzahl aufgebahrt finde, andererseits aber noch nie in meinem Leben jemanden eine Quitte habe kaufen sehen. Um diesen Verhalt kreist auch der einzige mir bekannte akzeptable *Quittenwitz*. Es ist keineswegs ein besonders gelungener Witz, doch bei einem so raren Genre wie Humor mit direktem Quittenbezug darf man nicht wählerisch sein: Ein Mann kommt zum Obsthändler und sagt: Ich hätte gern einen Doppelzentner Quitten. (Das war jetzt noch nicht der ganze Witz, wenn auch schon ziemlich komisch: Was will der Mann denn mit derartig vielen Quitten? Und wie will er die denn ganz allein tragen? Aber weiter im Witz.) Der Obsthändler packt ihm darauf die Quitten ein. (Auch wieder witzig: Welcher Obsthändler hat denn schon so große Tüten?) Der Mann zahlt und fragt den Händler: Kann ich bitte eine Quittung haben? (Ende des Witzes.)

Der im Vergleich zu ihren nahen Verwandten, dem *Apfel* und der *Birne*, ungemein hohe Unbeliebtheitsgrad der Quitte beruht weniger auf ihrer von Sorte zu Sorte verschiedenen stark ausgeprägten, oft auch fehlenden glaswolleartigen Behaarung als auf ihrer Unverzehrbareit in rohem Zustand. Ihr Fruchtkörper besteht aus sogenannten *Steinzellen* und ist daher hart wie Stein. Meine Freundin Nikola berichtete mir jedoch, daß sie als junges Ding durchaus rohe Quitten gegessen habe, welche ihr dann allerdings wie *Steine* im Magen gelegen seien. Zum Zerteilen und Schälen der Quitte bediene man sich der Erzeugnisse der Firma Black & Dek-

ker. Die zerteilten Früchte koche man anschließend mit einem Süßungsmittel und Gewürznelken. Wenn man nun das Quittenkompott isst, wird einem sofort ein immenser Unterschied zwischen der Unbeliebtheit des Kürbisses und jener der Quitte deutlich: Die Unpopularität des Kürbisses ist *berechtigt*, ähnlich wie zum Beispiel die Freude der Mehrheit von uns Deutschen über die 1990 nach vierzig Jahren endlich errungene staatliche Einheit, während die Unbeliebtheit der Quitte so unberechtigt ist wie die Forderung «Freie Fahrt für freie Bürger», mit der der ADAC oder ähnliche Organisationen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, das Böse im Menschen in den Rang eines Grundrechts hochzudemokratisieren, anständige Menschen an den Rand des Wahnsinns treiben und zu Terroristen machen. Das *Aroma* der Quitte ist einfach himmlisch, wenn nicht sphärisch, wenn nicht schönen Liedern aus besseren Zeiten gleichend, wenn nicht im Wert den Worten der *Bibel* die Hände reichend. Ein Löffel Quittenkompott ist wie ein Schaumbad in siebentausend süßen Sünden, er ist ein betörendes Gift, ein Aphrodisiakum – ich gebe zu, bei diesem Wort eben die *automatische Rechtschreibkontrolle* meines neuen *Personal Word Processors* aktiviert zu haben, und es blinkt nichts, scheint also richtig zu sein –, ein Glas Quittensaft, welchen manche Bioläden anbieten, läßt einen wie einen eleganten Panther durch die Straßen gehen, mein Blick wird verlangend, die Nüstern beben, und die Augen der Frauen in der U-Bahn scheinen zu sagen: Besorg's mir, sonderbarer Herr, besorg's mir, aber nicht mit einem Quittenartikel, sondern «in alter Manier», du weißt schon, was ich meine, sonderbarer Herr. (Interessant wäre es zu erfahren, ob die automatische Rechtschreibkontrolle auch schweinishche Wörter umfaßt, 236 000 Wörter sind gespeichert, da müßte doch was bei sein. Die

Pharisäer sollen bloß still sein. Wer hat nicht schon in einer fremden Stadt in einem öden Hotelzimmer gelangweilt im Telefonbuch geblättert, um nachzuschauen, ob da vielleicht Leute mit unanständigen Nachnamen wohnen? Natürlich nur, um anschließend entrüstet zu sein über diese Bürger, die keine Anstalten machen, das behördlich ändern zu lassen. Ich schreib jetzt mal was Schockierendes absichtlich falsch: *Spermarylpsende Arschfodse*. Oh, wie erschütternd: Bei beiden Wörtern blinkt und piept es! Ist es nicht empörend, auf diese Weise zu erfahren, daß «spermarülpsend» zu den 236 000 gebräuchlichsten Wörtern unserer Muttersprache zählt? Ich bediene hier also einen Schreibcomputer, der von Ferkelingenieuren für Ferkelschriftsteller entwickelt wurde. Der Firma Panasonic werde ich einen geharnischten Brief schreiben, oder ich werde das Gerät zurückgeben und der Verkäuferin, die eigentlich den Eindruck einer Dame machte, vor die Füße werfen, sie «Dirne!» schelten und sie fragen, ob sie es mit ihrem Gewissen vereinbaren könne, mit Geräten zu *dealen*, «handeln» könne man das nicht mehr nennen, die «spermarülpsend» im Speicher haben.)

Zurück zur Quitte. Leider besteht die Unsitte, aus Quitten sogenannten *Quittenspeck* herzustellen. Hier möchte ich auf den Leser Christoph aus Köln zurückgreifen, der mir einen langen, jungenhaft-jovialen Brief über den Quittenbaum seiner Oma schrieb, in welchem er u. a. formulierte, daß ihm «Quitten immer wieder unangenehm in die Quere» kommen. Dies fand ich niedlich, und es erinnerte mich daran, daß ich neulich die Stadt *Xanten* besuchte, dort aber kein *Xylophon* kaufte. Christoph zum Thema Quittenspeck: «... weingummiähnlich gelierte Quittenstücke, die dadurch erzeugt werden, daß Quittenmus auf einer Platte erkaltet und dann in akkurate Rhomben geschnitten wird,

die schließlich in eine Blechbüchse wandern, worin sie auch gerne gelassen werden.» Quittenspeck hat ebenso wie Quittengelee meist den Nachteil, Unmengen von Zucker zu enthalten, der den irisierenden Eigengeschmack der Quitte nicht unterstreicht, sondern tötet. Deswegen sollten wir Deutschen unsere gesamte Kraft darauf verwenden, die Quitte den an Gelierzuckersäcke genagelten Händen unserer Großmütter zu entreißen und sie in die Sparte des eigenständigen Genußmittels hineinzuzemanzipieren. Laßt uns durch die Straßen ziehen und skandieren: «Kompott ja, Saft ja, Speck nein und Gelee nur bedingt!» So ungewöhnlich wäre das nicht. Schon Hanns Eisler soll bei einer Demonstration in der jungen DDR ein Transparent mit sich geführt haben, auf dem zu lesen war: «Nieder mit dem Quartsextakkord!» Die Quitte hätte ähnliches Engagement verdient. Schon im alten Griechenland galt sie als Symbol des Glücks, der Liebe und der Fruchtbarkeit. Bei der Hochzeit brachte die Griechin eine Quitte in das Haus des Ehemannes, und zwar als – jetzt kommt das schöne Wort aus der erlaubten Strophe des Deutschlandliedes – Unterpfand einer glücklichen Ehe.

Schließen möchte ich mit dem Hinweis eines anderen Lesers, der mir davon schrieb, daß sich DDR-Bürger leere Getränkedosen als westliche Statussymbole ins Wohnzimmerregal gestellt haben. Dies war mir bekannt, neu war mir aber die Information, daß diese Dosen im Leipziger Raum als *Quitten* bezeichnet wurden. Ich hatte keine Gelegenheit, dies nachzuprüfen, und würde mich daher über Bestätigung oder Kopfschütteln aus den neuen Ländern freuen.

Nachbemerkung:

Es erreichte mich Kopfschütteln.